

## QUO VADIS ERZIEHUNGSBERATUNG?

Heiner Keupp

Vortrag im Rahmen der Wissenschaftlichen Jahrestagung 2008 der LAG Baden-Württemberg  
„Stark gefragt. Konzepte für die Erziehungsberatung zwischen kommunalen Erwartungen und familiären Notlagen“ am 27. Juni 2008

Nicht immer ist es empfehlenswert, zurückzuschauen, wenn man sich über den Weg nach vorne klar werden will. Andererseits vermitteln einem die zurück gelegten Etappen Erfahrungen, auf die man bei der Weiterreise nicht verzichten sollte. Wenn ich meine Titelfrage „Quo vadis Erziehungsberatung?“ beantworten soll, dann ist es sinnvoll die (Erfolgs-)Geschichte der EB zu beleuchten, um einen Blick in die absehbare Zukunft werfen zu können. Ich will beides versuchen, wohl wissend, dass Zukunftsprognosen für die Beratungsarbeit zu stellen, gegenwärtig besonders schwer ist. Die „neue Unübersichtlichkeit“, die Jürgen Habermas bereits Mitte der 80er Jahre diagnostiziert hatte, hat sich nicht in eine „neue Klarheit“ verwandelt und uns wird zunehmend bewusst, dass die goldenen Jahre, die mit der Aufbauphase nach dem 2. Weltkrieg begonnen haben, vorbei sind und damit sind auch unsere sicheren Deutungsmuster für die absehbaren gesellschaftlichen Entwicklungen verloren gegangen. Die Welt, in der wir zu handeln haben, ist von einer Wandlungsdynamik geprägt, die in ihrem vollen Umfang und in ihren Konsequenzen nur in Fragmenten wahrgenommen werden kann. Eine solche Situation trifft auch den Beratungsbereich, und zwar in doppelter Weise: Einerseits gerät das institutionelle Gefüge der Sozialpolitik, das eine zentrale Förderbedingung für die „goldenen Jahre“ auch der Erziehungsberatung war, in den Veränderungsstrudel hinein und immer mehr wird gefragt, welche positiven Qualitätsmerkmale der Beratungsboom wirklich hervor gebracht hat, um sie als zukunftsfähig formulieren und verteidigen zu können. Andererseits verändert sich auch die „Nachfrageseite“ dramatisch. Die gesellschaftlichen Umbrüche hinterlassen notwendigerweise ihre Spuren in den Familien, in den Biographien und führen vor allem zu der Frage nach zukunftsfähigen Lebensformen, auf die hin Erziehungsberatung ihre Angebotsprofile ausrichten könnte.

## SELBSTSORGE ODER UNTERORDNUNG: ZWEIHUNDERT JAHRE IM KAMPF UM ERZIEHUNGSZIELE IM ZEITRAFFER

Die Französische Revolution hat vor mehr als zwei Jahrhunderten kurzfristig auch durch deutsche Lande den Geist der Aufklärung und Emanzipation wehen lassen und das hat auch die Vorstellungen einer „gesunden Entwicklung“ von Kindern berührt. In seinem "Gesundheits-Katechismus" aus dem Jahre 1794 hat der Leibarzt am Hof der Grafen von Schaumburg-Lippe, Bernhard Christoph Faust, folgende bemerkenswerte Philosophie der Gesundheitsförderung formuliert. Bedingung für ein seiner "Bestimmung gemäßes Lebens" sei "freye Selbstthätigkeit" und "beständige und leichte Uebungen des Körpers und der Sinne in Gesellschaft mit Kindern" (S. 24). Entsprechend dieser Idee beantwortet Dr. Faust auch die selbst gestellte Frage, worin denn Gesundheitsförderung vornehmlich bestehen sollte: "Daß man die Kinder in Gesellschaft mit Kindern und in freyer Luft froh und selbsthätig seyn, und Körper und Seele üben lasse" (S. 25). Und für Dr. Faust ist es völlig klar, daß die männliche und weibliche Jugend in identischer Weise von diesen Zielen profitieren sollen. Für ihn hat es fatale Folgen, wenn "das weibliche Geschlecht in der frühen Kindheit vom männlichen Geschlechte getrennt und verschieden gekleidet, und von Leibes-Bewegungen ab- und zum Sitzen angehalten wird: das hat die nachtheiligsten Folgen auf die Gesundheit und das Wohl des Menschengeschlechts" (ebd.). Auch die ganz aktuelle Idee von Gesundheit als gelingen dem Passungsverhältnis zwischen innerer und äußerer Welt im Sinne von Lebenskohärenz kann man in dem mehr als 200-jährigen "Gesundheits-Katechismus" bereits finden: "Die Gesundheit setzt den Menschen in die richtigen Verhältnisse, sowohl zu sich selbst, als den Dingen außer ihm" (S. 106).

Ein Jahrhundert später war es für deutsche Pädagogen eine Selbstverständlichkeit, als oberstes Erziehungsziel die Einpassung des Kindes in die gegebene Ordnung zu betrachten. Rousseau war out und in Deutschland ja ohnehin nur von verhältnismäßig geringer Bedeutung. Die bürgerliche Emanzipationsbewegung war von der Koalition aus Adel, Großgrundbesitzern und Militär niedergezwungen worden. Die Eigenwilligkeit des Kindes, die Quelle von Aufmüpfigkeit und Autonomie, musste eingedämmt werden. Es galt die Maxime, die ich noch oft genug von meinem Großvater gehört habe, und die von Schmidt 1887 in der "Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" exemplarisch formuliert wurde: "Der Wille des Kindes muss gebrochen werden, d.h. es muss lernen, nicht sich selbst, sondern einem anderen zu folgen" (Bd. X, S. 670, zit. nach Berg 1991). Schwarze Prügelpädagogik wurde salonfähig und von wissenschaftlichen Ratgebern uneingeschränkt unterstützt. Es ging

jetzt um vollständige Unterordnung der Kinder unter die Erwachsenenautorität. Heinrich Manns „Der Untertan“ zeigt das in literarischer eindrucksvoller Form.

Der so konditionierte Untertan ist für seinen Kaiser und seine Generäle in den Krieg gezogen, dessen Brutalität und die Niederlage haben den schwachen demokratischen Kräften kurzzeitig Auftrieb gegeben. Es entstehen andere Erziehungsleitbilder. In seinem Buch "Aufgaben der Erziehungs- und Berufsberatung", einem der ersten Fachbücher zur Erziehungsberatung richtet Hugo Debrunner (1927) seinen Blick weg von einer Konditionierung von Heranwachsenden an vorherrschende Normen, sondern orientiert auf die Notwendigkeit "soziale Verhältnisse" zu verändern: Für ihn ist es notwendig, dass "jede umsichtige Erziehungsberatung einmünden muss in eine psychologisch begründete, allmähliche Umgestaltung der sozialen Verhältnisse selbst und aller ihrer Zweige: Schule, Elternhaus, Lehrwesen, öffentliche Einrichtungen, Politik und Volkswirtschaft" (S. 4). Die 20er Jahre waren gezeichnet von großen politischen und auch ideologischen Widersprüchen. Das demokratische Pflänzchen hat sich entwickelt, wenn auch nicht sehr stark, und hat der Vorstellung der Erziehung zur Mündigkeit einen zentralen Stellenwert eingeräumt. In ihrem wichtigen Handbuch „Das Reich des Kindes“ stellt Adele Schreiber fest: "Die neue Erziehung lehnt die alte Unterwürfigkeit ab und den alten Gehorsam, den das Kind verpflichtet war gedankenlos zu üben" (1930, S. 125). Von großer Bedeutung war auch die entstehende Psychoanalyse, die der Förderung der kindlichen Persönlichkeit einen zentralen Stellenwert einräumte

Die Stimmen der Vernunft waren offensichtlich zu leise. Die regressiven Kräfte erwiesen sich als übermächtig. Die politische Epochenschwelle von 1933 wird überschritten. Eltern lasen jetzt die in gewaltigen Auflagen erschienen Bücher von Johanna Haarer: "Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind", "Unsere kleinen Kinder" und "Mutter, erzähl von Adolf Hitler". Diese Bücher findet man heute noch auf vielen Bücherflohmärkten. Sie gehörten in (fast) jeden lesenden Haushalt. Haarer feiert die nationalsozialistische Revolution als die Rückkehr der Deutschen zu ihrer natur- und schicksalhaften Sendung. Die "deutsche Mutter", die auf ihre innere Stimme hört, wisse, was für ihre Kinder gut und richtig sei. Überwunden seien auch die Zeiten, in denen die "Eigenpersönlichkeit" des Kindes oberste Leitschnur war:

"Vorüber sind die Zeiten, wo es erstes und oberstes Ziel aller Erziehung und Aufzucht war, nur die Eigenpersönlichkeit im Kind und Menschen zu vervollkommen und zu fördern. Eins ist heute vor allem Not, nämlich dass jeder junge Staatsbürger und Deutsche zum nützlichen Gliede der Volksgemeinschaft werde, dass er neben der höchst möglichen Entwicklung all seiner guten Anlagen und Fähigkeiten lerne, sich

einzuordnen in eine Gemeinschaft und um ihrerwillen eigene Wünsche und eigene Bestrebungen zurückzustellen" (1936, S. 272f).

Auch in der Fachliteratur lässt sich ein ähnlicher politisch-weltanschaulicher "Paradigmenwechsel" nachweisen. Für die Idee selbstbewusster Lebensgestaltung hat Otto Kersten in seinem 1941 erschienen und wohl erstem Handbuch "Praxis der Erziehungsberatung" nur noch Spott übrig: "Wie herrlich war es, Erziehungsberater sein zu dürfen, in einer Zeit, wo der Grundsatz galt: jedem Deutschen sein eigenes Erziehungsziel!" (S. 19). Im neuen deutschen Staat habe diese zersetzende Pluralisierung endlich aufgehört und es gäbe ein einheitliches Ziel: "Mag auch die Fassung im Einzelfall verschieden sein und anders ausfallen, der Kern des Erziehungsziels ist immer der gleiche: Erziehung zur Volksgemeinschaft, Erziehung zum deutschen Menschen, der körperlich und seelisch gesund, geistig entwickelt, sittlich gefestigt, beruflich tüchtig, rassebewusst in Blut und Boden verwurzelt ist und sich Volk und Reich verbunden fühlt" (S. 20).

Diese Gedanken waren die hegemonialen Gedanken in den meisten Köpfen jener Generation, die uns erzogen hat. Eine Johanna Haarer hat nach leichteren Retuschen ihre Bestseller auch in den 50er Jahren noch an Eltern abgesetzt. Ein Oswald Kroh, der seine Pädagogische und Entwicklungspsychologie aus dem Geist der "nationalsozialistischen Revolution" begründete und auch heute noch als Vater des Diploms in Psychologie gilt, hat seine Bücher nach 1945 leicht überarbeitet erscheinen lassen und ich habe sie noch als Pflichtliteratur zum Vordiplom durchackern müssen.

Den zweiten großen Anlauf zu einem Handbuch der Erziehungsberatung unternahm Heinz-Rolf Lückert und die von ihm gewonnenen AutorInnen 1964. Eine demokratische Gesellschaft braucht ein grundlegend anderes Verständnis von Erziehung. Wir sind am Beginn eines gewaltigen Ausbaus der Erziehungsberatung. Sie befindet sich in einem Prozess der Modernisierung und beginnt sich zunehmend von der rein diagnostischen Identität zu lösen und sich therapeutisch zu verstehen. Dieses Handbuch versteht seine theoretische Basis als "konfliktpsychologisch". Der Mensch wird als "wandlungsfähiges Wesen" (Lückert 1964, S. 18) verstanden und aus diesem Grundverständnis wird ein therapeutischer Optimismus verbreitet. Der Mensch sei aber auch ein "widersprüchliches Wesen" (S. 20). Die innere Wirklichkeit sei von Konfliktdynamiken geprägt und es ginge darum, diese dynamischen Kräfte im Sinne von Selbststeuerung zu einer produktiven Kraft werden zu lassen: Es geht um "Zentralisierung der originär divergierenden antinomischen Spannungen" (S. 23). Die Förderung dieser innerpsychischen Steuerungskompetenz wird zum wichtigsten Ziel der Beratungsarbeit. Von einer Veränderung der Lebensbedingungen als Voraussetzung

für mehr Handlungssouveränität ist nicht die Rede, vielmehr von einer Bereitschaft, sich lebend und leidend in der bestehenden Welt zu verorten und zu begrenzen: "Das Hauptziel der Erziehungsberatung liegt nicht in der Eliminierung der Spannungen und Konflikte, Gewissensregungen und Schuldgefühle, sondern in der Lebens- und Leidenskraft" (S. 6).

Zu Beginn meines Studiums in den frühen 60er Jahren habe ich Heinz-Rolf Lückert in mehreren Vorlesungen gehört. Seine konfliktpsychologische Botschaft habe ich mit großer Sympathie vernommen. Gegenüber den statischen Persönlichkeitsmodellen, die damals noch dominierten, eröffnete sie eine dynamische Veränderungsperspektive. Die zweite Botschaft, sich in der bestehenden Gesellschaft affirmativ zu verorten, habe ich entweder überhört oder sie war für mich damals nicht anstößig. Dafür war eine Entwicklung von Gesellschafts- und Ideologiekritik erforderlich, die kurz danach einsetzte. In den Reformbewegungen, die damals mit der StudentInnenbewegung einsetzten und zu der die Psychiatriereform-, Frauen- und Ökologiebewegung hinzukamen, haben sich Prioritäten deutlich verändert: Beratung und Therapie wurden im Spannungsfeld von individueller und gesellschaftlicher Veränderung neu verortet. Entstanden ist auch ein Bewusstsein für die Dialektik von Hilfe und Kontrolle im psychosozialen Handeln.

Hiermit bin ich in der Gegenwart angekommen. Nicht zuletzt auf der Grundlage des "reformimprägnierten" gültigen Kinder- und Jugendhilfegesetzes hat sich Erziehungsberatung ganz neu positioniert. Sie zielt auf eine Verbesserung der Lebenssouveränität und Selbstorganisationsfähigkeiten von Heranwachsenden, orientiert sich an der Lebenswelt und versucht Ressourcen zu aktivieren. Das KJHG hat für die Etablierung der Erziehungsberatung in Deutschland einen herausragenden Stellenwert und es hat vor allem einen partizipativen Rahmen gesetzt, in dem Kinder und Jugendliche als Subjekte mit dem Recht auf eine eigene Vorstellungen von ihrem Leben und deren Verwirklichung eingeräumt bekamen. Aber dieses Gesetz ist das Kind einer gesellschaftlichen Entwicklungsepoche des stetigen ökonomischen Wachstums, von der wir uns offensichtlich zu verabschieden haben. Über die Gesellschaft, in der Kinder und Familien heute leben und in der Erziehungsberatung zu positionieren ist, hat Ulrich Beck (1986) „Risikogesellschaft“ geschrieben.

Damit ist eine Krisendiagnose gestellt, die vor allem auch die Individuen und ihre Lebenswelten unmittelbar betreffen. Man könnte von einer *Krise des Aufwachsens im gesellschaftlichen Umbruch* sprechen. Die Krisen von Kindern und Jugendlichen sowie ihren Familien verweisen auf einen dramatischen gesellschaftlichen Strukturwandel, auf den unsere gesamte Gesellschaft desorientiert reagiert. Für Heranwach-

sende gehen damit aber traditionelle soziale Einbettungen und Schutzfaktoren verloren und es bleibt zu fragen, welche Ressourcen und Kompetenzen notwendig wären für eine produktive und souveräne Lebensbewältigung.

Wir sind mit einer erkennbaren allgemeinen großen Verunsicherung konfrontiert, die sich durch Gesellschaft und Politik zieht, und sie stimuliert gegenwärtig nicht die Suche nach vorwärts gerichteten Lösungen oder gar motivierende Utopien, sondern aktiviert die Sicherheitsbedürfnisse. Eine wohlfahrtsstaatlich orientierte Reformgesellschaft hat sich in eine „Sicherheitsgesellschaft“ verwandelt, von der auch die Erziehungsberatung betroffen ist, vor allem wenn es um die Frage geht, welchen Beitrag die Jugendhilfe leisten könnte, um die Vernachlässigung, den Missbrauch oder gar die Tötung von Kindern zu verhindern. Die Frage will ich auf keinen Fall bagatellisieren, aber sie überlagert im Augenblick alle Suchbewegungen, die sich um Lösungen für eine nachhaltige Förderung von Lebenskompetenzen Heranwachsender bemühen. Da ich im Rahmen der Berichtskommission, die gerade am 13. Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung arbeitet, mit diesen Themen sehr politiknah beschäftigt bin, will ich Ihnen darüber meine Sicht vermitteln. Im Berichtsauftrag heißt es: „Der Kinder- und Jugendbericht soll das Spektrum von gesundheitsbezogener Prävention und Gesundheitsförderung der Kinder- und Jugendhilfe aufarbeiten.“ Prävention heißt, etwas Unerwünschtes zu verhindern und Gesundheitsförderung zielt darauf, etwas zu ermöglichen. Aus dieser Differenz muss man keinen Widerspruch konstruieren, aber die Frage der Prioritätensetzung stellt sich auf jeden Fall!

Im weiteren Vorgehen werde ich zunächst fragen, was heute Identitätskonstruktionen zu leisten haben und welche Kompetenzen der Lebensbewältigung in einer Welt des globalisierten digitalen Kapitalismus erforderlich sind. Im Weiteren versuche ich mich an der Beantwortung von vier zusammenhängenden Fragen:

- In welcher Gesellschaft leben wir?
- Welche Identitätskonstruktionen werden in einer solchen Gesellschaft notwendig?
- Welche Ressourcen brauchen Heranwachsende zur produktiven Lebensbewältigung in einer solchen Gesellschaft?

## IN WELCHER GESELLSCHAFT LEBEN WIR?

Die großen Gesellschaftsdiagnostiker der Gegenwart sind sich in ihrem Urteil relativ einig: Die aktuellen gesellschaftlichen Umbrüche gehen ans „Eingemachte“ in der Ökonomie, in der Gesellschaft, in der Kultur, in den privaten Welten und auch an

die Identität der Subjekte. In Frage stehen zentrale Grundprämissen der hinter uns liegenden gesellschaftlichen Epoche, die Burkart Lutz schon 1984 als den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ bezeichnet hatte. Diese Grundannahmen hatten sich zu Selbstverständlichkeiten in unseren Köpfen verdichtet. Ihr zunehmender Verlust an gesellschaftlicher Tragfähigkeit hat auch erhebliche Konsequenzen für das, was eine Gesellschaft als ihr „soziales Erbe“ begreift und das an eine heranwachsende Generation weitergegeben werden soll.

An den aktuellen Gesellschaftsdiagnosen hätte Heraklit seine Freude, der ja alles im Fließen sah. Heute wird uns ein „fluide Gesellschaft“ oder die „liquid modernity“ (Bauman 2000) zur Kenntnis gebracht, in der alles Statische und Stabile zu verabschieden ist.



Wenn wir uns der Frage zuwenden, welche gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen die alltäglichen Lebensformen der Menschen heute prägen, dann kann man an dem Gedanken des „disembedding“ (Giddens 1997, S. 123) oder der Enttraditionalisierung anknüpfen. Dieser Prozess lässt sich einerseits als tiefgreifende Individualisierung und als explosive Pluralisierung andererseits beschreiben. Diese Trends hängen natürlich zusammen. In dem Maße, wie sich Menschen herauslösen aus vorgegebenen Schnittmustern der Lebensgestaltung und eher ein Stück eigenes Leben gestalten können, aber auch müssen, wächst die Zahl möglicher Lebensformen und damit die möglichen Vorstellungen von Normalität und Identität. Klar ist, dass die Grenzüberschreitungen nicht mehr das Devianzproblem darstellen, sondern sie beginnen zur Normalerfahrung unserer globalisierten Netzwerkgesellschaft zu werden. Andererseits sind die Freiheiten des einzelnen nicht grenzenlos. Er muss seine Grenzen

selbst einziehen, er muss Grenzmanagement betreiben und dabei gibt es die neuen normativen Eckpunkte der (Hyper-) Flexibilität, der Fitness und der Mobilität, die nicht straflos vernachlässigt werden dürfen. Als ein weiteres Merkmal der „fluiden Gesellschaft“ wird die zunehmende Mobilität benannt, die sich u.a. in einem häufigeren Orts- und Wohnungswechsel ausdrückt. Die Bereitschaft zu diesen lokalen Veränderungen folgt vor allem aus der Logik der Arbeitsmärkte, die ein flexibles Reagieren auf veränderte Marktbedingungen erfordert und die immer weniger beständige Betriebszugehörigkeiten sichert. Der „flexible Mensch“ (wie ihn Sennett 1998 beschrieben hat) – so jedenfalls die überall verkündete Botschaft – muss sich von der Idee der lebenslangen Loyalität gegenüber einer Firma lösen, er muss sich in seinem Arbeitsmarktverhalten an die ökonomisch gegebenen Netzwerkstrukturen anpassen. Das ist die Botschaft der vom einzelnen geforderten geistigen, seelischen und körperlichen „Fitness“: Sei bereit, dich auf alles einzulassen! Auch aus diesem Diskurs werden Heranwachsende von der Botschaft erreicht, dass sie bislang gesetzte Grenzen überschreiten können, ja müssen, wenn sie erfolgreich an dem gesellschaftlichen Wettbewerb um Chancen und Macht beteiligt sein wollen.

Die identitäre Selbstverortung von Heranwachsenden findet genau in einer solchen Welt der zunehmenden Entgrenzung und Auflösung traditioneller Lebenswelten und ihrer Einbettungsmöglichkeiten statt. Wie könnte man die Aufgabenstellung für die alltägliche Identitätsarbeit formulieren? Hier meine thesenartige Antwort: Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen "eingebettet" wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt und es gibt Perioden der "Entbettung", in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte "Politik der Lebensführung" unabdingbar.

Meine These bezieht sich genau darauf:

**Identitätsarbeit hat als Bedingung und als Ziel die Schaffung von Lebenskohärenz. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähig-**

keit zur Selbstorganisation, zum "Selbsttätigwerden" oder zur „Selbsteinbettung“. Kinder und Jugendliche brauchen in ihrer Lebenswelt „Freiräume“, um sich selbst zu entwerfen und gestaltend auf ihren Alltag einwirken zu können. Das Gelingen dieser Identitätsarbeit bemisst sich für das Subjekt von Innen an dem Kriterium der Authentizität und von Außen am Kriterium der Anerkennung.

## WELCHE RESSOURCEN BRAUCHEN HERANWACHSENDE ZUR PRODUKTIVEN LEBENSBEWÄLTIGUNG IN EINER SOLCHEN GESELLSCHAFT?

Welche Ressourcen benötigen nun Heranwachsende, um selbstbestimmt und selbstwirksam ihre eigenen Weg in einer so komplex gewordenen Gesellschaft gehen zu können? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich die folgenden Verwirklichungschancen nennen:

1. Urvertrauen zum Leben
2. Dialektik von Bezogenheit und Autonomie
3. Gemeinsamer Vorrat von Lebenskohärenz
4. Schöpfung sozialer Ressourcen durch Netzwerkbildung
5. Materielles Kapital als Bedingung für Beziehungskapital
6. Demokratische Alltagskultur: Fähigkeit zum Aushandeln
7. Produktiver Umgang mit Ambiguität

- Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist lebensgeschichtlich in der Startphase des Lebens ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine zentrale Voraussetzung, ich nenne es ein *Urvertrauen zum Leben*. Es ist begründet in der Erfahrung, dass man gewünscht ist, dass man sich auf die Personen, auf die man existentiell angewiesen ist, ohne Wenn und Aber verlassen kann. Es ist das, was die Bindungsforschung eine sichere Bindung nennt, die auch durch vorübergehende Abwesenheit von Bezugspersonen und durch Konflikte mit ihnen nicht gefährdet.
- Eine Bindung, die nicht das Loslassen ermutigt ist keine sichere Bindung, deswegen hängt eine gesunde Entwicklung an der Erfahrung der *Dialektik von Bezogenheit und Autonomie*. Schon Erikson hat uns aufgezeigt, dass Autonomie nur auf der Grundlage eines gefestigten Urvertrauens zu gewinnen ist. Die Psychoanalytikerin Jessica Benjamin hat in ihrem so wichtigen Buch „Die Fesseln der Liebe“ deutlich gemacht, dass sich gerade im Schatten der Restbestände patriarchaler Lebensformen Frauen und Männer in je geschlechtsspezifischer Vereinseitigung dem Pol Bezogenheit oder Autonomie zuordnen und so die notwendige Dialektik zerstören. Herauskommt das Jammergeheul misslingender Beziehungen: „Du verstehst mich nicht!“

- Lebenskompetenz braucht einen *Vorrat von „Lebenskohärenz“*. Aaron Antonovsky hat in seinem salutogenetischen Modell nicht nur die individuelle identitäts- und gesundheitsbezogene Relevanz des „sense of coherence“ aufgezeigt, sondern auch Vorarbeiten zu einem Familienkohärenzgefühl hinterlassen. Werte und Lebenssinn stellen Orientierungsmuster für die individuelle Lebensführung dar. Sie definieren Kriterien für wichtige und unwichtige Ziele, sie werten Handlungen und Ereignisse nach gut und böse, erlaubt und verboten. Traditionelle Kulturen lassen sich durch einen hohen Grad verbindlicher und gemeinsam geteilter Wertmaßstäbe charakterisieren. Individuelle Wertentscheidungen haben nur einen relativ geringen Spielraum. Der gesellschaftliche Weg in die Gegenwart hat zu einer starken Erosion immer schon feststehender Werte und zu einer Werteppluralisierung geführt. Dies kann als Freiheitsgewinn beschrieben werden und hat dazu geführt, dass die Subjekte der Gegenwart als „Kinder der Freiheit“ charakterisiert werden. Die „Kinder der Freiheit“ werden meist so dargestellt, als hätten sie das Wertesystem der Moderne endgültig hinter sich gelassen. Es wird als „Wertekorsett“ beschrieben, von dem man sich befreit habe und nun könnte sich jede und jeder ihren eigenen Wertecocktail zurecht mixen. Das klingt nach unbegrenzten Chancen der Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Aber diese Situation beschreibt keine frei wählbare Kür, sondern sie stellt eine Pflicht dar und diese zu erfüllen, erfordert Fähigkeiten und Kompetenzen, über die längst nicht alle Menschen in der Reflexiven Moderne verfügen.
- Wenn wir die sozialen BaumeisterInnen unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie *soziale Ressourcen*. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, dass das moderne Subjekt keineswegs ein "Einsiedlerkreb" geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiertes sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Interessengemeinschaften, Nachbarschaftsaktivitäten, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich nur zunehmend auch, dass sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiierten Beziehungsarbeit. Die sozialen Netzwerke von ArbeiterInnen z.B. sind in den Nachkriegsjahrzehnten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiter-

familien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien aufgezeigt wurden und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht mehr viel übrig geblieben. Das "Eremitenklima" ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser "soziales Kapital", die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu "ökonomischem Kapital". Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätsentwürfe ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden, also sie brauchen „*Kontexte sozialer Anerkennung*“. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzwerkbildung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

- Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf *materieller Ressourcen*. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verlässt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozess in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebestand, den auch ein "postmodernes Credo" nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann. Dieser Punkt ist von besonderer sozialpolitischer Bedeutung. In allen Wohlfahrtsstaaten beginnen starke Kräfte die konsensuellen Grundlagen der Prinzipien der Solidargemeinschaft zu demontieren. Das spricht Zygmunt Bauman in seiner Analyse an: "Der Sozialstaat war darauf ausgerichtet, eine Schicksalsgemeinschaft dadurch zu institutionalisieren, dass seine Regeln für jeden Beteiligten (jeden Bürger) gleichermaßen gelten sollten, so dass die Bedürftigkeit des einen verrechnet würde mit dem Gewinn des anderen". Wie Bauman aufzeigt, gefährdet gegenwärtig der universalisierte Kapitalismus und seine ökonomische Logik pur das Solidarprinzip: "War der Aufbau des Sozialstaates der Versuch, im Dienste der moralischen Verantwortung ökonomisches Interesse zu mobilisieren, so decouvriert die Demontage des Sozialstaates das ökonomische Interesse als Instrument zur Be-

freierung des politischen Kalküls von moralischen Zwängen" (ebd.). Dramatische Worte wählt Bauman für das erkennbare Resultat dieses "Paradigmenwechsels": "Die gnadenlose Pulverisierung der kollektiven Solidarität durch Verbannung kommunaler Leistungen hinter die Grenzen des politischen Prozesses, die massive Freigabe der Preisbindung bei lebenswichtigen Gütern und die politisch geförderte Institutionalisierung individueller Egoismen zum letzten Bollwerk sozialer Rationalität zu haben, ..., (hat) ein veritables 'soziales München' bewirkt" (1993). Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen "*materieller Grundsicherung*" sind von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

- Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des "richtigen Lebens", sondern die *Fähigkeit zum Aushandeln* ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keine Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die "demokratische Frage" ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern muss im Alltag verankert werden.
- Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objektiven *Zugewinn individueller Gestaltungskompetenz*, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes "Möglichkeitssinns", den Robert Musil im "Mann ohne Eigenschaften" entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem "Gehäuse der Hörigkeit" (Max Weber) und führt uns an den Punkt, den Christa Wolff (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: "Freude aus Verunsicherung ziehen". Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skeptischen Frage: "wer hat uns das je beigebracht?" (1983). Als hätte sie hellseherisch die Situation in der DDR im Frühjahr 1990 beschrieben! Aber so verschieden sind vermutlich auch wir Bürger in der BRD nicht, als dass diese Frage nicht auch für uns gelten würde. Die *psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung ist "Ambiguitätstoleranz"*.

Sie meint die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach einem "Alles-oder-nichts"-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. Es geht also um die Überwindung des "Eindeutigkeitszwanges" und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Therapiezielen wichtig. In einem Aufsatz unter dem Titel "Positive Verunsicherung" schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt: "Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersagbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor. (...) "Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die *positive Unsicherheit* genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren, und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit" (1989, S. 252).

Mir war es wichtig, zunächst inhaltliche Orientierungen zu geben, die bei der Beantwortung der Frage „Quo vadis Erziehungsberatung“ nach meiner Auffassung essentiell sind. Sog. „Frühe Hilfen“ lassen sich hier durchaus zuordnen, aber dieses Stichwort will ich eher dazu nutzen, über eine strategische Positionierung der Erziehungsberatung einem aktuell-politisch hochbrisanten Feld nachzudenken.

Ich war kürzlich bei der bayerischen Sozialministerin Christa Stewens, um mit ihr über Themen des anstehenden Kinder- und Jugendberichtes zu sprechen und ihre Auffassung zu einigen wichtigen Themen zu hören (ebenso gab es Besuche bei sozialdemokratisch geführten Sozialministerien wie etwa Rheinland-Pfalz). Als wir bei der Frage angelangt waren, wie der Bereich der überall anstehenden Verbesserung der Frühen Hilfen in lokalen Netzwerken optimiert werden könnte, ohne dass Zwangsinstrumente ein gesetzt werden müssten, stellte ich der Ministerin die Frage, ob nicht das System der flächendeckend ausgebauten Erziehungsberatung hier eine wichtige koordinierende Funktion übernehmen könnte, statt eine neue Struktur aufzubauen, war sie überrascht, dass diese Idee nicht schon in ihrem eigenen Hause geprüft worden ist. Allerdings scheint es mir erforderlich erst einmal genauer jenes Feld genauer zu inspizieren, das mit Frühen Hilfen überschrieben wird.

## ERZIEHUNGSBERATUNG UND FRÜHE HILFEN

In den letzten Monaten hat sich in der Öffentlichkeit erkennbar ein Wandel vollzogen: Es wird über unsere Kinder und über neue Formen der Kinderbetreuung gesprochen. Bislang hatte man den Eindruck, dass weder die geringe Geburtenrate in Deutschland noch die Lebenssituation der vorhandenen Kinder ein Thema mit politischer Priorität wären. Der ehemalige Kanzler Gerhard Schröder hatte vor den Adoptionen, zu der sich seine Frau und er entschlossen hatten, dafür den Begriff „Gedöns“. Die heißen ideologischen Debatten um den Wert der Familie haben einer gezielten Förderung von Kindern und ihren Familien nicht gerade geholfen. Vielleicht funktioniert unsere Gesellschaft nicht anders: Da müssen erst dramatische Dinge passieren wie mit dem kleinen Kevin in Bremen – und München hat ja durchaus auch einiges zu bieten – und in den Medien ausagiert werden, dass dann auch politischer Handlungsdruck entsteht. Auf einmal in das „Kindeswohl“ in aller Munde. In meiner Einschätzung gibt es drei prinzipiell unterschiedliche Zugänge, die durchaus ein paar Überschneidungen haben können:

1. Kindeswohl als staatliche Kontrollaufgabe
2. Kindeswohl durch Risikoprävention und
3. Gesundheitsförderung als Ressourcenförderung

*Zu 1: Kindeswohl als staatliche Kontrollaufgabe.* Jedes Kind, das misshandelt und vernachlässigt wurde oder gar zu Tode kommt, berührt uns und zwangsläufig entstehen Fragen, ob eine solche Entwicklung hätte verhindert werden können. Hätte man nicht eingreifen müssen und ist es nicht letztlich Aufgabe eines modernen Rechts- und Sozialstaates, die Würde und Unversehrtheit menschlichen Lebens zu sichern. Gegenwärtig konzentriert sich der öffentliche, politische und ein Teil des fachlichen Diskurses auf die Optimierung der staatlichen Eingriffsmöglichkeiten. Zwei Treffen der Bundeskanzlerin mit den Ministerpräsidenten haben stattgefunden (am 17.12.2007 und am 12.06.2008). Am 13. Juni 2008 hat dann Frau Merkel vor der Presse erklärt: „Durch Verschärfung des § 8a im SGB VIII werden auch Schritte zur Konkretisierung der Pflichten des Jugendamtes eingeleitet. Hier sind auch sehr viele Gespräche geführt worden, damit besser sichergestellt wird, dass das Jugendamt das Kind und die Eltern sowie die persönliche Umgebung des Kindes besser in Augenschein nehmen kann“. Was dieser Beschluss im einzelnen bedeutet, wird erst der entsprechenden Gesetzesnovellierung zu entnehmen sein. Die Diskurse laufen weiter: Von Pflichtuntersuchungen mit Sanktionsdrohungen, wenn sie nicht wahrgenommen

werden, über Frühwarnsysteme bis hin zu effektiveren Kooperationsformen der Jugendhilfe wird ein breites Maßnahmenbündel diskutiert. Es werden Pläne entwickelt, die kommunalen Ressourcen für Jugendhilfemaßnahmen schwerpunktmäßig zur Optimierung des Kontrollsystems zu nutzen und dafür an anderer Stelle Investitionen zu reduzieren<sup>1</sup>. Diese Schwerpunktsetzung passt zu einem Umbau staatlichen Handelns, das sich immer mehr von Sicherheitsprinzipien leiten lässt und von einer Weltsicht bestimmt ist, die überall Bedrohungen sieht.

*Zu 2: Kindeswohl durch Risikoprävention.* Neben dieser Perspektive der eher repressive Kontrolle von Familien, die man als Entstehungsherd für Devianz, gibt es Programme, die aus der Kenntnis spezifischer Entwicklungsrisiken vor allem in der frühen Kindheit gezielte Präventionsstrategien einsetzen. Da gibt es „Opstapje – Schritt für Schritt“ zur Verbesserung der Erziehungskompetenz oder „HIPPY“, ein Programm zur Sprachförderung entwickelt. Das Projekt MAJA qualifiziert Hebammen für familienpädagogische Aufgaben. Und es gibt das Modellprojekt „Guter Start ins Kinderleben“. In einer Presseerklärung zu diesem Bundesprojekt wird als Ziel genannt: „Kinder retten, bevor es zu spät ist. Deshalb sollen Familien von der Geburt des Babys an besser betreut werden. Damit es erst gar nicht zu Misshandlungen kommt – und Kevin aus Bremen ein Einzelfall bleibt“. Am konsequentesten ist der Ansatz der Stadt Dormagen. Da wird es jedes neu geborene Kind zum Anlass für einen Besuch einer Sozialarbeiterin. Es geht um ein niedrigschwelliges Angebot, das möglichst nah an der Lebenswelt der Familien angesiedelt ist.

*Zu 3: Gesundheitsförderung als Ressourcenförderung.* Aber es gibt Alternativen, die ins Zentrum die Ressourcenförderung von Kindern und Familien im Sinne der Salutogenese rücken und die danach fragen, welche Rechte von Kindern auf Gesundheit, Bildung, materielle Grundsicherung, soziale Einbindung und ökologisch notwendige Lebensbedingungen gesichert werden müssen. Die UNO-Kinderrechte müssen verbindlich und nicht nur als Absichtserklärung ernst genommen werden. Bildungsarmut und mangelnde Gesundheit sind in hohem Maße an prekäre Lebensbedingungen geknüpft, die sich unter den Voraussetzungen einer neoliberal geprägten Politik ständig verschärfen. Wir brauchen stattdessen eine Förderung von Kindern und ihren Familien im Sinne materieller Grundsicherung für alle Kinder und einer umfassenden frühen psychosozialen Förderung entsprechend den Empowermentprinzipien und den sich bewährenden Strategien von Kindertageszentren oder Early-

---

<sup>1</sup> Die gestern anwesende Jugendamtsleiterin von München vertritt z.B. offensiv diese Position. Der Stadtrat einer Vorlage zugestimmt, für die sie die Federführung hatte. In ihr heißt es: „alle Familien mit besonderen Risiken werden anhand eines geeigneten System sozialer Indikatoren ermittelt und dauerhaft und systematisch beobachtet“ (Beschluss Dezember 2007). In einem Vortrag aus Anlass des 30-jährigen Bestehens des SOS-Beratungs- und Familienzentrums in München hat Maria Kurz-Adam am 29.06.2007 diese Position schon vorbereitet.

Excellence-Projekten und den Mehr-Generationenhäusern, die neben der gezielten Förderung kindlicher Ressourcen auch zivilgesellschaftlichen Prozesse in den Stadtvierteln und Regionen entwickeln, die in einer individualisierten Gesellschaft nicht mehr problemlos gegeben sind.

Der gegenwärtig dominierende Diskurs zu frühen Hilfen und die Praxis früher Hilfen wirft mindestens so viele Probleme auf wie er zu lösen vorgibt. Wir können gegenwärtig beobachten, dass durchaus legitime Überlegungen und Strategien zur Optimierung des Kinderschutzes, die sich von den Horrorbildern extremer Formen von Kindesvernachlässigung mit Todesfolgen leiten lassen, das Aufgabenfeld früher Hilfen perspektivisch gefährlich einengen. Die Konzepte bekommen eine defensive Logik: Es soll etwas verhindert werden und es sollen alle Möglichkeiten gebündelt werden, dies zu erreichen. Die Abwehr von Terroranschlägen ist dafür ein Beispiel. Kein Mensch würde widersprechen, dass nach den Erfahrungen des 11. September 2001 und späterer Anschläge alle Maßnahmen zu prüfen waren, die zu einer Verringerung der Gefahren geeignet sind. Entstanden ist aber teilweise ein sicherheitspolitischer Tunnelblick mit einer unvorstellbaren Steigerungslogik. Heute werden Vorgehensweisen zur Debatte gestellt und zunehmend auch umgesetzt, die immer mehr Privatheits- und Freiheitsrechte auf dem Altar der Sicherheit opfern. Die Option Sicherheit wird aus einem tiefliegenden Angstpotential gespeist. Die gesellschaftlichen Strukturveränderungen, deren Folgen Ulrich Beck frühzeitig als „Risikogesellschaft“ beschrieben hat, haben uns Orientierungsverluste, Deregulierungen und viele Zukunftsängste beschert, die offensichtlich nicht nur vorübergehend aufkommen, bis wir wieder stabile gesellschaftliche Verhältnisse geschaffen haben, sie scheinen eher zu einem Dauerzustand zu werden. Fast zwei Drittel der Bundesbürger hat das Gefühl, die gesellschaftlichen Entwicklungen nicht mehr zu begreifen oder sie gar beeinflussen zu können. Auf dem Hintergrund wird aus der Risikogesellschaft eine „Sicherheitsgesellschaft“ (so Tobias Singelstein und Peer Stolle (2008), die von einem neuen Typus sozialer Kontrolle bestimmt ist. Sie vertraut immer weniger sozialintegrativen Wohlfahrtsstrategien und legt ein Netz ständig erweiterten Überwachungs- oder Monitoringtechnologien über unsere Gesellschaft. Jetzt sind es nicht nur Bundestrojaner, die uns drohen, sondern wirklich auch seit Freitag miniaturisierte Monitore. Abhören und Kontrolle der elektronischen Informationskanäle reicht nicht. In einer Welt der Bilder wollen Sicherheitskräfte auch über laufende Bilder verfügen und so kommt es wohl zu einem Sicherheitsvoyeurismus. Sie werden sich fragen, ob ich noch beim Thema bin. Ich denke schon, denn auch in den Diskursen zu den frühen Hilfen zeigt sich die Logik der Sicherheitsgesellschaft, die den Blick auf das gesamte Feld notwendiger Ansatzpunkte für frühe Hilfen verstellen kann und deren fragwürdige

Konsequenzen kaum thematisiert. Einige von ihnen möchte ich noch einmal benennen und zuspitzen:

1. Alle Diagnose- und Interventionssysteme, die nicht durch das Hilfesuchverhalten betroffener Personen in Aktion treten, aber auch diese gehen von „Normalitätsunterstellungen“ aus. Diese bleiben in den gegenwärtigen Diskursen weitgehend ungenannt, aber sie existieren. Gehen sie von einer Pluralität möglicher Normalitäten in einer postmodernen Gesellschaft aus oder von der Figur des leistungswilligen und zuverlässigen Subjekts? Werden kulturelle Differenzen berücksichtigt? Wird gar die Resilienzforschung beachtet, die uns ja erstaunliche Biographien trotz teilweise dramatischer Lebensbedingungen aufgezeigt hat.
2. Risikokonstellationen müssen diagnostiziert werden und wenn die Risiken – dem Anspruch nach – vollständig erfasst werden sollen, bedarf eines lückenlosen screenings. Hier kann auch das Prinzip Freiwilligkeit nicht mehr gelten. Das allein würde ja schon eine „Zone des Verdachts“ erzeugen: Wer sein Kind dem screening vorenthält, hat sicher etwas zu verbergen. Aber auch wenn dann „Risikopopulationen“ definiert sind, ist die „Situation des Verdachts“ gegeben.
3. Aus der Psychologie wissen wir, dass Diagnostik und Intervention eng miteinander verzahnt sein müssen, eigentlich überhaupt nicht zu trennen sind. Wie aber sollen flächendeckende Interventionen aussehen, wenn nur eine Verdachtsdiagnostik vorliegt und kein Hilfeersuchen der betreffenden Personen oder Familien signalisiert wird. Wird das ein von der GSG9 begleiteter Besuch werden?
4. Im Zusammenhang mit einer Verdachtsdiagnostik steht die Gefahr des „Labeling“ - mit Effekten auf der professionellen wie auch auf der Betroffenen-seite: Einer Familie oder einem Kind mit der Annahme zu begegnen, dass sie ein „Risiko“ darstellen, erzeugt eine spezifische professionelle Grundhaltung. Auch die Betroffenen werden etwas von dieser Grundhaltung spüren. Subtile Etikettierungsprozesse sind hier zu befürchten. Ein „labeling“-Effekt tritt natürlich auch ein, wenn aus der begründeten Verdachtsdiagnostik kein wirkliches Hilfsangebot folgt.
5. Eine besondere Konsequenz der Selektion von „Problemfällen“ ist das, was im englischen als „blaming the victim“ bezeichnet wird. Damit wird thematisiert, dass ein individualisierendes und pathologisierendes Wahrnehmungsraster die Gefahr birgt, dass eine komplexe gesellschaftliche Problemsituation, vor allem die von Armut und mangelnder gesellschaftlicher Teilhabe, den Individuen selbst zur Last gelegt wird. Sie verhalten sich ja fragwürdig und das ist dann auch die Ursache der Probleme.

6. Eine höchst relevante Fachdiskussion umkreist zur Zeit das Thema Exklusion und Inklusion. Vom „abgehängten Prekariat“ spricht die Friedrich-Ebert-Stiftung, von den „Ausgegrenzten der Moderne“ Zygmunt Bauman (Bauman 2005). Wie wir der soziologischen Auslegung des Exklusionsthemas entnehmen können, entsteht hier eine Konstellation auf neuem Niveau, die dadurch ausgezeichnet ist, dass neben der objektiven Prekaritätsdiagnose eine subjektive Seite beleuchtet wird, die von Bude und Lantermann (2006) als „Exklusionsempfinden“ bezeichnet wird. Diese „gefühlte Exklusion“ ist der Nährboden für Demoralisierung und Hoffnungslosigkeit. Ein solches „Exklusionsempfinden“ kann durchaus durch das Erfasstwerden von einem „Frühwarnsystem“ gefördert werden.
7. Ein letzter Punkt: Die „Sicherheitsgesellschaft“ stellt die defensive Variante des Ordnungstraumes der Moderne dar: Diese hatte und hat den Anspruch, alles Unberechenbare, Uneindeutige, Ambivalente, Fremde und Störende zu beseitigen und eine berechenbare und eindeutige Welt geschaffen. Auch wenn dieser Traum dieser Moderne nur noch selten in naiver Emphase vorgetragen wird, es gibt ihn noch und die Sicherheitsgesellschaft lebt davon. Sie will möglichst Risiken eliminieren und verstärkt dafür ihre Sicherheitssysteme. Schäubles Gesellschaftsbild kann man so einordnen. Frühe Hilfen reduziert auf Frühwarnsysteme gehören vermutlich auch hierhin.

Nach diesen Überlieferungen ist es keine Überraschung, wenn ich Frühe Hilfen als perfektioniertes Kontrollsystem nicht sinnvoll finde. Elisabeth Helming von Deutschen Jugendinstitut hat es auf den Punkt gebracht: „Alte Denk- und Handlungsmuster der Fürsorge scheinen in einer einseitigen Konzentration der Diskussion von Prävention in Form von Screening und Risikoeinschätzung auf: das gefährdete Kind, das vorrangig das Kind von armen Leuten und Außenseitergruppen ist, das Kind als Objekt der Sorge, statt es im Zusammenhang zu sehen mit den Müttern vor allem, aber auch den Vätern und deren Möglichkeiten und Lebensbedingungen“ (2008, S. 2).

Es muss nach meiner Auffassung um eine umfassende Förderung von Verwirklichungschancen gehen, die bei den Lebensbedingungen der Eltern ansetzt und vor allem die frühen Entwicklungsphasen beachtet. In diesem Rahmen kann die Erziehungsberatung einen hohen Stellenwert bekommen. Die Landesarbeitsgemeinschaft für Erziehungs-, Jugend- und Familienberatung in Bayern hat hier eine überzeugende Positionierung vorgenommen. Sie sieht in den unterschiedlichen Formen von Elternbildung und den Programmen wie STEEP oder SAFE ein gut nutzbares Handwerkszeug. Auf dieser Basis werden dann wichtige strategische Aufgaben der Erziehungsberatung benannt (LAG-Bayern 2007, S. 3 f.):

- „Erziehungsberatungsstellen sind ein wesentlicher Fachdienst der psychosozialen Grundversorgung von Eltern und Kindern. Sie sind flächendeckend in jeder Kommune ... vorhanden und haben ein hohes Expertenwissen ...“.
- „Erziehungsberatungsstellen können ihre Angebote in stärkerem Ausmaß als bisher im Bereich der frühen Hilfen ausbauen oder neu entwickeln. (...) Neue Aufgaben erfordern aber auch neue Mittel.“
- „Dazu ist weiter der kontinuierliche Ausbau des Expertenwissens bezüglich der frühen Hilfen an den Beratungsstellen erforderlich.“
- „Erziehungsberatungsstellen haben ihre besseren Möglichkeiten nicht in einer flächendeckenden ‚Screeningaufgabe‘ bei der Erfassung von Risikofamilien, sondern ihr Schwerpunkt liegt im Bereich der frühen Hilfen selbst, also der Familienbildung, der beratend-therapeutischen Begleitung von Eltern mit Säuglingen und Kleinkindern, aber auch der intensiven Beratung der Risikofamilien.“ Dazu ist eine „Gehstruktur in Erziehungsberatungsstellen“ erforderlich.
- „Damit diese Risikofamilien den Weg in die Beratung finden und entsprechend begleitet werden können, ist eine intensive Vernetzung mit Hebammen, Kinderärzten, dem Jugendamt, Tagesmüttern, Kindertagesstätten und Kindergärten erforderlich.“

Gerade dieser letzte Punkt scheint mir besonders wichtig. Benötigt werden systematische kommunal-regional ausgelegte Vernetzungen. Das neue Kinderschutzgesetz von Rheinland-Pfalz<sup>2</sup> hat hier einen wichtigen Schwerpunkt gesetzt. Es geht ihm vor allem um eine verbindliche Integration von Angeboten und Leistungen des Jugendhilfe- und des Gesundheitssystems in verbindlichen lokalen Netzwerken. Diese Vernetzung ist nicht zum Nulltarif zu haben. Das Land fördert ihren Aufbau und ihre Arbeit pauschal mit sieben Euro pro Kind für jedes Kind im Bezirk des jeweiligen Jugendamtes, das das sechste Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Hier scheint mir ein Weg beschritten zu werden, der auch von der Kinder- und Jugendberichtskommission deutlich eingefordert werden wird.

## LITERATUR

- Antonovsky, A. (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: dgvt-Verlag.
- Barz, H., Kampik, W., Singer, T. & Teuber, S. (2001). Neue Werte, neue Wünsche. Future Values. Düsseldorf/Berlin: Metropolitan.
- Bauman, Z. (2000). Liquid modernity. Cambridge: Polity Press.
- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt: Suhrkamp.

<sup>2</sup> Landesgesetz zum Schutz von Kindeswohl und Kindergesundheit (LKindSchuG) vom 7. März 2008.

- Berg, C. (1991). "Rat geben". Ein Dilemma pädagogischer Praxis und Wirkungsgeschichte. In: Zeitschrift für Pädagogik, 37, S. 709 - 734.
- Böhnisch, L. & Schefold, W. (1985). Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigung an den Grenzen des Wohlfahrtsstaates. Weinheim: Juventa.
- Debrunner, H. (1927). Aufgaben der Erziehungs- und Berufsberatung. Zürich.
- Dornblüth, F. (1888). Gesundheitspflege des Kindes. Guter Rat über Mutter- und Pflegerinnen-Pflichten. Stuttgart: Verlag von August Brettinger.
- Gaschke, S. (2001). Die Erziehungskatastrophe. Kinder brauchen starke Eltern. Stuttgart/München: dva.
- Gelatt H.B. (1989). Positive uncertainty: A new decision-making framework for counseling. In Journal of Counseling Psychology, 36, S. 252 - 256.
- Giddens, A. (1997). Jenseits von Links und Rechts. Frankfurt: Suhrkamp.
- Haarer, J. (1934). Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind. München: Lehmann.
- Haarer, J. (1936). Unsere kleinen Kinder. München: Lehmann.
- Helming, E. (2008). Alles im Griff oder Aufwachsen in gemeinsamer Verantwortung? Paradoxien des Präventionsanspruchs im Bereich Früher Hilfen. Vortrag im Rahmen der Fachtagung „Frühe Hilfen für Eltern und Kinder“ in Tutzing am 20.04.2008.
- Höfer, Renate (2000). Jugend, Gesundheit und Identität. Studien zum Kohärenzgefühl. Opladen: Leske + Budrich.
- Kersten, O. (1941). Praxis der Erziehungsberatung. Ein Handbuch mit Bibliographie. Stuttgart: Enke.
- Keupp, H. & Höfer, R. (Eds.) (1997). Identitätsarbeit heute. Frankfurt: Suhrkamp.
- Keupp, H. (1997). Ermutigung zum aufrechten Gang. Tübingen: DGVT.
- Keupp, H. (2001). Eine Gesellschaft der Ichlinge? Zum bürgerschaftlichen Engagement Heranwachsender. München: SOS Kinderdorf.
- Keupp, H., Ahbe, T., Gmür, W., Höfer, R., Kraus, W., Mitzscherlich, B. & Straus, F. (2006<sup>3</sup>). Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne. Erweiterte Neuauflage. Reinbek: Rowohlt.
- Kurz-Adam, M. (2007). Intimität und Verantwortung – Zukünftige Herausforderungen an die Erziehungsberatungsstellen. In: Erziehungsberatung aktuell, 2/2007, S. 7 - 15.
- LAG-Standpunkt (2007). Früherkennung von Risikofamilien und frühe Hilfen für Eltern von Säuglingen und Kleinkindern. In: Erziehungsberatung aktuell, 2/2007, S. 2 - 5.
- Lückert, H.-R. (Hg.): Handbuch der Erziehungsberatung. 2 Bände. München/ Basel: Ernst Reinhardt.
- Lutz, B. (1984). Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt: Campus.
- Matthias, A. (1911<sup>11</sup>). Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin? München 1896 (11. Auflage 1911).
- Müller-Freienfels, R. (1937). Kindheit und Jugend. Artung und Entwicklung des werdenden Menschen. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Schreiber, A. (Hg.) (1930). Das Reich des Kindes. Berlin: Deutsche Buch-Gemeinschaft.

